

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 35 (1930-1931)
Heft: 13

Artikel: Die Lehrerin und ihr Daheim : ein Beitrag zu der in Nr. 11 angeregten Frage
Autor: F.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-312454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Lehrerin und ihr Daheim.

Ein Beitrag zu der in Nr. 11 angeregten Frage.

Mit grossem Interesse las ich, was eine Kollegin in Nr. 11 unserer Lehrerinnenzeitung über « Die Lehrerin und ihr Daheim » schreibt; denn ich gehöre auch zu denjenigen, für die das eigene Heim Vorbedingung zum freudigen Schaffen und Leben ist und herzlich leid tut mir jede, die bei fremden Menschen in ungemütlichen Verhältnissen leben muss. Glücklicherweise gibt es aber auch in Landnestchen viele junge Lehrerinnen, die im Schulhaus ihre eigene Wohnung haben und sich dort ein trauliches Heim schaffen können. Wie köstlich ist gerade dieses Werden des Heims! Viele liebe Erinnerungen bewahre ich aus dieser Zeit. Davon möchte ich meinen Kolleginnen einiges erzählen. Vielleicht freut sich die eine oder andere darüber, weil sie selbst Aehnliches erlebt hat, und vielleicht tröstet sich eine Anfängerin dabei, wenn bei ihr noch nicht alles so ist, wie sie es gerne hätte.

An einem sonnigen Apriltage kam ich nach X, einem kleinen Dörfchen, irgendwo im Kanton Bern. Zu meinem Empfang wehte eine scharfe Bise, doch ahnte ich damals nicht, was für eine unangenehme Rolle diese in meinem Leben spielen sollte. Meine neue Heimat gefiel mir ausserordentlich, obschon oder vielleicht gerade weil mir das Landleben etwas ganz Neues war. Besonders freute ich mich auf die eigene Wohnung im Schulhause. Die sah zwar wenig versprechend aus; denn sie war seit Jahren nicht benutzt worden. Von Komfort natürlich keine Spur. Doch voller Hoffnung zog ich mit meinen Siebensachen ein. Die mussten aber zuerst eine Stunde weit von der Bahn geholt werden. Das wollte ein Schulkommissionsmitglied besorgen. Seine Frau fragte mich, ob meine Sachen wohl auf einem Bockwagen Platz hätten. Ja, wenn ich damals eine Ahnung gehabt hätte, was für ein Vehikel so ein Bockwagen ist! Ich sagte kurz entschlossen ja, das ginge ganz gut, wusste ich doch, dass mein spärlicher Hausrat an einem kleinen Ort Platz fand. Ich hätte ihn bequem in einer meiner Stuben untergebracht, aber nun hatte ich deren zwei und es war doch soviel feiner, ein Schlaf- und ein Wohnzimmer zu haben. So wurden die paar Möbelstücke in die beiden Räume verteilt und die waren nicht eben klein. Ins Schlafzimmer kamen Bett, Nachttischchen und ein kleiner Waschtisch. Das war schon alles. Einen Stuhl holte ich nur des Abends aus dem Wohnzimmer. Tagsüber hatte er der Symmetrie halber mit den drei andern um den Tisch herum zu stehen. Ich besass nämlich vier Stühle. In der Folge habe ich dann sämtliche Möglichkeiten der Möblierung ausprobiert. Mein Bett ist, glaube ich, in jeder Ecke gestanden, eine Zeitlang sogar mitten im Zimmer. Doch immer blieb Raum genug ringsherum zu tanzen. Vorhänge gab's einstweilen keine im « Tanzsaal ». Denkt auch, drei Fenster in jeder Stube! Kostenpunkt! Freilich hatte ich in meinen Stellvertretungsjahren einiges erspart, das mir jetzt sehr zustatten kam, aber was braucht man nicht alles, wenn man sich eine Wohnung einrichtet, sei es auch noch so bescheiden. Zum Glück hatte ich die Möbel von zu Hause bekommen. Im Wohnzimmer stand mein altes, graues, vom Grossvater ererbtes Kanapee, das ich nach einer besonders ergiebigen Stellvertretung neu hatte herrichten lassen. Ich weiss noch sehr gut, dass das 135 Franken gekostet hat. Das war viel Geld für mich. Inmitten des Zimmers stand der Tisch mit seinen vier Stühlen und einer Decke, die meine Mutter zu ihrer Hochzeit geschenkt bekommen hatte und die einmal sehr schön gewesen

war. Darauf prangte ein schöner, aber leerer Cache-pot aus Steffisburger Geschirr, auf den ich mir was einbildete. Weisse Mullvorhänge an den Fenstern, ein paar bescheidene Bilder an den Wänden, unter denen das bekannte Hodler-Bäumchen mein Stolz und meine Freude war. In einer Ecke fanden meine Bücher ein Unterkommen auf einem alten wackligen Gestell. Welch Glück, dass in jedem Zimmer ein Wandschrank war! In den einen räumte ich mein Geschirr, in den andern meine Kleider. In der Küche war's nicht gerade herrlich. Zunächst war nichts darin als ein altes, rostiges Kochherdchen, das einem Museum vielleicht zur Zierde gereicht hätte, aber nicht einer Küche. Es reichte mir gerade bis an die Knie, das Wasserschiff war unbrauchbar und wenn ich eine Tasse Milch zum Kochen bringen wollte, so musste in dem grossen Loch ein wahres Augustfeuer entfacht werden. In der ersten Woche nahmen mich mein Kollege und seine Frau an ihren Tisch, aber da sie ein funkelnagelneues Ehepaar waren, fühlte ich mich dort sehr, sehr überflüssig — und war es auch. So musste ich danach trachten, möglichst bald selbständig zu werden. Deshalb bestellte ich beim Schreiner einen Küchentisch und zwei Tabourets. Zu einem Küchenschrank langte es wirklich nicht, ein alter Koffer genügte einstweilen auch. Später schenkte mir meine Mutter so ein vorsintflutliches Ungetüm von Küchenschrank, das bei ihr ausgedient hatte. Das Wasser holte ich unten am Brunnen. Du liebe Zeit! Wie sah der Küchenboden aus! Wenn ich mit Kochen fertig war, musste ich meinen Rock immer tüchtig mit der Kleiderbürste bearbeiten, denn der Boden bestand zur Hälfte aus Backsteinen, die immer abfärbten, und beim Hantieren an dem niedrigen Herd war es nicht zu umgehen, dass man mit dem Kleid den Boden fegte. Etwas Gutes war zwar auch dabei: Wenn man Wasser ausgoss, brauchte man nicht aufzuputzen, es war gleich aufgeschluckt. Die andere Hälfte des Bodens war aus Tannenholz, das in vielen Farben prangte; die Küche hatte öfters als Malerwerkstatt gedient. Was kam nicht alles aus dem Kamin herunter! Wehe, wenn ich vergass, meine Suppe zuzudecken! Dann konnte ich Maikäfer und andere schöne Dinge herausfischen. Wenn ich aus den Ferien zurückkam, musste ich erst den Unrat der Spatzen wegfegen oder einen kleinen Berg von Schnee. In den Stuben regnete es Sägemehl, wenn jemand über den Estrich ging und in der Küche konnte man durch eine Spalte in der Wand einen Blick ins Freie tun. Das war recht vergnüglich. Elektrisches Licht war auch keines da. Ich glaube, es war alles sehr primitiv, aber wirklich, die Aussicht war wunderschön. Mir gefiel mein eigenes Heim doch sehr und ich war bitter enttäuscht, als meine Freundin, die mich im Laufe des Sommers besuchte, so manches auszusetzen hatte. Ich habe es ihr noch jetzt nicht ganz vergessen. So habe ich angefangen. Als ich nach sechs Jahren wieder auszog, war vieles besser geworden. Da war nun elektrisches Licht, ein neuer, schöner, roter Küchenboden, ein feiner, weisser Schüttstein und ein neuer Kochherd, alles Dinge, die die Schulgemeinde einrichten liess und die mein Leben um vieles angenehmer gestalteten. Aber das kam nicht alles auf einmal. Im ersten Winter wäre mir fast die ganze, grosse Freude am eigenen Heim verlorengegangen — erfroren. Hu! Wie kalt war es oft in meinen vier Wänden! Ich lernte die Bise fürchten, die tage- und wochenlang eisig wehte, durch alle Ritzen des leichtgebauten Hauses drang. Da war der Spalt in der Küche nicht mehr vergnüglich. Der grosse Sandsteinofen, der beide Zimmer heizen sollte, war zum Zerspringen heiss (ich hatte

mich im Sommer so aufs Draufsitzen gefreut) und ich sass am Tisch in Decken gewickelt mit einer Wärme flasche an den Füssen und schrieb mit steifen Fingern. Nein, das war nicht mehr schön. Ich bekam dann noch einen braven, kleinen Ofen mit Rohr, der mir an Bisetagen der beste Freund war. Diese waren aber auch dann noch ein Schrecken für mich, brachte ich doch die Temperatur mit beiden Oefen nicht über 14° und morgens war alle Wärme verfliegen, meine Blumen erfroren, — 5° zum Aufstehen. Und doch war ich glücklich in meinen vier Wänden. Es wurde aber auch immer hübscher in meinen Stuben. Die Böden wurden schön braun glänzend gemacht, der rauhe Sandsteinofen von meinem Kollegen hübsch blaugrau gestrichen, in den leeren Cache-pot kam eine junge Aspidistra, die heute eine stattliche Pflanze ist. Den Boden deckte eine Chinamatte, beim Fenster lud ein Feddigrohrsessel zum Sitzen ein, im Schlafzimmer eine Chaiselongue zum Faulenzen (sie diente als Bett, wenn Besuch kam). Das Kostbarste aber war das Klavier. Da wurden die Kolleginnen der Umgebung zu einem Einweihungsfest geladen, als nach dem ersten halben Jahr das liebe Instrument in meiner Stube stand. Zwar hiess es dann für lange Zeit sparen und immer wieder sparen, aber nun war ja ein langgehegter Wunsch erfüllt. Immer schöner wurde es. Immer wieder kam etwas Neues dazu, ein Bild, ein Teppich, neue Vorhänge, ein Stück Geschirr, ein Tischtuch, eine Pfanne und mancherlei anderes. Wie köstlich war das, alle diese Dinge zu erstehen und wie dankbar war ich für das kleinste Geschenk. Einmal erzählte ich voller Freude einer Bekannten, ich hätte eine so hübsche kleine Vase gekauft für Fr. 1.35 und ich konnte dann gar nicht verstehen, dass sie darüber lachte. Wie oft habe ich vor dem Schlafengehen vom andern Zimmer aus meine Wohnstube betrachtet und mich darüber gefreut. Meine Gäste fanden mein Heim immer reizend, obschon, genau genommen, kein Stück zum andern passte. Es war eben wirklich ein Heim und wir lebten sehr glücklich darin, ich und meine sehr geliebte Katze.

Jetzt wohne ich wieder in der Stadt. Aber auch hier habe ich mein eigenes Heim, denn ich könnte es nicht mehr missen. Viele schöne Stunden habe ich schon darin erlebt, allein und mit lieben Freunden. Wie schön das ist, wenn man müde aus der Schule kommt: Das eigene Heim. Ich wünsche es allen.

F. G.

Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Palästina.

(Schluss.)

Endlich gesättigt, da — eine Wendung nach allen Himmelsrichtungen und — fort waren sie, jedem menschlichen Auge entschwunden. Leb' wohl, Bad, leb' wohl, bessere Erziehung — wir waren die Ueberlisteten. Der Leser möchte nun wissen, wer diese armen Kinder waren. Die Antwort folgt gleich, wir holten sie uns bei genauen Kennern des Landes. «Liebe Schwester», hub der Gefragte mit vor Weh zitternder Stimme an, «liebe Schwester, der Anblick zerreisst einem fast das Herz. Das ist die Jugend, die Zukunft unseres Landes... allerdings der allerschlimmste Teil davon! Sie hatten einmal aussereheliche Mütter in der schrecklichen Kriegszeit, denen die Geburt des Kindes höchst unerwünscht kam, Mutter und Kind schlugen sich ein, zwei, drei oder vier Jahre kümmerlich durch, die Mütter führten das